

Interdisziplinäre Architektur-Wissenschaft:
Praxis – Theorie – Methodologie – Forschung

Christian Illies *Hrsg.*

Bauen mit Sinn

Schritte zu einer
Philosophie der Architektur



Springer VS

Interdisziplinäre Architektur-Wissenschaft: Praxis – Theorie – Methodologie – Forschung

Reihe herausgegeben von

Karsten Berr, Eberhard Karls Universität Tübingen, Tübingen, Deutschland

Achim Hahn, Fakultät Architektur, Technische Universität Dresden,
Dresden, Deutschland

Architektur gestaltet baulich-räumlich-technisch unsere Lebensumwelt und stellt in dieser genuinen Eigenschaft eine besondere Herausforderung an die Wissenschaft(en) dar. Eine entscheidende Frage ist, wie eine angemessene wissenschaftliche Reflexion auf die Architektur als Praxis des Entwerfens und Bauens sowie auf den Gebrauch und Umgang damit wissenschaftstheoretisch fundiert und durchgeführt werden kann. Die Schriftenreihe zur interdisziplinären Architektur-Wissenschaft ist so zu verstehen, dass es methodisch zuerst einmal darum zu tun ist, sich der vortheoretischen und außerwissenschaftlichen Erfahrungen, Könnerschaften, Phänomene und Handlungen in der und mit der Welt des Entwerfens, Bauens und Wohnens zu versichern. Aus diesen Anfangsgründen lassen sich dann die Methodologie, die Methoden und die Kategorien einer Architektur-Wissenschaft entwickeln. Die Komplexität der Architektur-Praxis im Hinblick auf technische, kulturelle, soziale und moralische Anforderungen fordert allerdings zur interdisziplinären Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern aus anderen Disziplinen auf, die entsprechendes Wissen in die Architektur-Wissenschaft einbringen können. Architektur kann ihre Aufgabe nur in Kooperation mit anderen Disziplinen erfüllen, die gemeinsam an der Gestaltung menschlicher bewohnbarer Umwelten innerhalb und außerhalb von Städten beteiligt sind. Damit sind die Landschaftsarchitektur und die Landschaftsforschung, aber auch der Städtebau, die Stadtplanung und die Stadtforschung angesprochen. Interdisziplinäre Architektur-Wissenschaft ist demnach kein szientistisches Vereinheitlichungsprojekt unter Federführung der Architekturtheorie, sondern als pragmatisches Projekt zu verstehen, das die genannten Disziplinen im Hinblick auf die Frage nach ihrer Mitwirkung an der Gestaltung einer bewohnbaren Welt befragt und wissenschaftlich untersucht.

Weitere Bände in der Reihe <http://www.springer.com/series/15808>

Christian Illies
(Hrsg.)

Bauen mit Sinn

Schritte zu einer Philosophie
der Architektur

 Springer VS

Hrsg.
Christian Illies
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Bamberg, Deutschland

Interdisziplinäre Architektur-Wissenschaft: Praxis – Theorie – Methodologie – Forschung
ISBN 978-3-658-25488-9 ISBN 978-3-658-25489-6 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-25489-6>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2019

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Danksagung

Ein Buch, vor allem ein Sammelband, hat offensichtlich viele Väter und Mütter, denen ich fürs Mitmachen, Ihre Beiträge und Geduld herzlich danke. Aber ein solches Buch hat auch Hebammen, ohne die es nicht das Licht der Welt erblicken könnte. Hier danke ich ganz besonders Martin Düchs für umfassende Hilfe, Anstöße und kritische Anregungen, Simone Teufel für die vielen Stunden kluger Arbeit am Text, Konstantin Mangos für das Sachverzeichnis und besonders Monika Fröhlich, der unverzichtbaren Unterstützerin bei den Hegelwochen. Sehr verbunden bin ich, auch im Namen der Universität, der Mediengruppe Oberfranken und der Stadt Coburg, die ebenso großzügig wie konstruktiv die Hegelwochen in großer Treue mittragen und mitveranstalten. Die Betreuung des Springer VS Verlags durch Cori Antonia Mackrodt und Britta Laufer war vorzüglich; dafür ebenso herzlichen Dank wie Karsten Berr und Achim Hahn für die Aufnahme dieses Bandes in ihre Reihe ‚Interdisziplinäre Architektur-Wissenschaft‘.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Bauen mit Sinn Schritte zu einer Philosophie der Architektur	1
Christian Illies	
Teil I Architektur bedenken	
Die Struktur des Raumes und die urbane Gemeinschaft – Philosophische Betrachtungen zum Thema Stadt und Städtebau	23
Gerhard Stamer	
Die Architekturen der Gesellschaft	37
Heike Delitz	
Zur Aufgabe einer Philosophie des Bauwerks	49
Christian Illies	
Teil II Architektur verstehen	
Geometrische Muster zwischen frühneuzeitlicher Utopie und russischer Avantgarde	73
Richard Saage und Eva-Maria Seng	
Moderne oder historisierende Architektur in der alten Stadt – Lehren aus der Geschichte?	95
Thomas Will	
Die Architektur des Heiligen – Salomonischer Tempel und Felsendom in Jerusalem	117
Klaus Bieberstein	

Meta Sudans, oder: Akustik und Geruch im antiken Rom. Kritische Bemerkungen zu einer archäologischen Urbanistik der Sinne.	175
Andreas Grüner	
Die Verallgemeinerung des Besonderen. Die Dresdner Frauenkirche und der gegenwärtige Rekonstruktionsfuror.	209
Hans-Rudolf Meier	
Die Architektur der schöpferischen Zerstörung	229
Stephan Albrecht	
Architektur und Bild	257
Cornelius Tafel	
Teil III Architektur beurteilen	
Stadtbaukunst – Die Kunst, Stadt zu bauen.	267
Christoph Mäckler	
Was ist gute Architektur? – Eine Annäherung	283
Jürgen Tietz	
Falsche Moralisierungen in der Architektur am Beispiel der Lüge.	293
Martin Düchs	
Rekonstruktion in historischer und aktueller Perspektive	313
Winfried Nerdinger	
Gegenrede: Wie gefährlich sind Rekonstruktionen?	327
Achim Hubel	
Wie sollen wir bauen? – Gespräch zwischen Winfried Nerdinger und Achim Hubel (redaktionell leicht bearbeitete Mitschrift)	
Moderation: C. Illies.	351
Winfried Nerdinger, Achim Hubel und Christian Illies	
Entwürfe	365
Institutionen.	367
Ortregister	369
Personenregister	373
Stichwortverzeichnis.	377

Autorenverzeichnis

Stephan Albrecht Kunsthistoriker. Inhaber des Lehrstuhls für mittelalterliche Kunstgeschichte an der Universität Bamberg.

Klaus Bieberstein Theologe. Inhaber des Lehrstuhls für Alttestamentliche Wissenschaften an der Universität Bamberg.

Heike Delitz Dipl.Ing. Architektur, Philosophin, Soziologin. PD am Lehrstuhl für Soziologie II der Universität Bamberg.

Martin Düchs Architekt und Philosoph. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Philosophie II der Universität Bamberg.

Andreas Grüner Archäologe. Inhaber des Lehrstuhls für Klassische Archäologie an der Universität Erlangen.

Achim Hubel Kunsthistoriker und Archäologe. Prof. em. für Denkmalpflege an der Universität Bamberg.

Christian Illies Philosoph. Inhaber des Lehrstuhls für Philosophie II an der Universität Bamberg.

Christoph Mäckler Architekt. Inhaber des Lehrstuhls für Städtebau an der Technischen Universität Dortmund.

Hans-Rudolf Meier Kunsthistoriker. Professur für Denkmalpflege und Bau- forschung an der Bauhaus-Universität Weimar.

Winfried Nerdinger Architekturhistoriker. Prof. em für Geschichte der Archi- tektur und Baukonstruktion an der Technischen Universität München.

Richard Saage Politologe. Professor em. für Politische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Halle-Wittenberg.

Eva-Maria Seng Kunstgeschichtlerin. Lehrstuhl für materielles und immaterielles Kulturerbe, Universität Paderborn.

Gerhard Stamer Philosoph. Reflex. Institut für praktische Philosophie, Hannover.

Cornelius Tafel Architekt. Architekturbüro Dr. Tafel, München. Lehrt an der Universität Lichtenstein.

Jürgen Tietz Kunsthistoriker und Historiker. Journalist und Publizist, v. a. im Bereich moderne Architektur und Denkmalschutz.

Thomas Will Architekt und Denkmalpfleger. Professur für Denkmalpflege und Entwerfen an der Technischen Universität Dresden.



Einleitung: Bauen mit Sinn Schritte zu einer Philosophie der Architektur

Christian Illies

Häuser, Städte und Bauwerke entstehen überall. Wenn es ökonomisch möglich ist, wird gebaut, mal ansprechend, mal weniger. Meist geht es um funktionales, effizientes und preiswertes Bauen, denn Gebäude sind Investitionen, die sich lohnen müssen. Aber unsere ungebrochene Bauaktivität wird seit einigen Jahren immer mehr zu einer öffentlichen Frage. In Stuttgart gingen die Menschen auf die Straße und kämpften für den Nordflügel eines alten Bahnhofs, über die Dresdner Waldschlösschenbrücke stritten Menschen in ganz Deutschland, das Berliner Stadtschloss führte zu vielen Debatten bis in den Bundestag hinein. Und der Nachbau eines Teils der Frankfurter Altstadt um den Römer empört viele Architekten, während zahlreichen Bürgern das Ensemble gefällt und sich die dort entstehenden Wohnungen bestens verkaufen (um die vierundfünfzig Eigentumswohnungen bewarben sich über vierhundert Interessenten). Architektur beschäftigt die Gemüter, erhitzt sie sogar, und manchmal stehen unterschiedliche Überzeugungen unversöhnlich einander gegenüber.

Das sollte überraschen. Denn bis Ende der 1980er Jahre war die Baugestalt unserer Städte vor allem ein Thema für Gemeinderäte, Stadtplaner, Investoren und Architekturtheoretiker, aber fand kaum öffentliches Interesse. Während Atomkraftwerke, die Nachrüstung oder Startbahn West die Bürger auf die Straße trieben, schwiegen sie angesichts der Umgestaltung der Städte. Die Trostlosigkeit moderner Architektur wurde zwar gelegentlich beklagt: Jane Jacobs schrieb vom

Teile dieser Einleitung sind erstmals erschienen bei Illies (2010).

C. Illies (✉)
Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Bamberg, Deutschland
E-Mail: christian.illies@uni-bamberg.de

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2019
C. Illies (Hrsg.), *Bauen mit Sinn*, Interdisziplinäre Architektur-
Wissenschaft: Praxis – Theorie – Methodologie – Forschung,
https://doi.org/10.1007/978-3-658-25489-6_1

„Tod und Leben großer amerikanischer Städte“ (1961) und noch blutrünstiger ist der Titel eines Bildband von Wolf Jobst Siedler und Elisabeth Niggemeyer von 1964: „Die gemordete Stadt“. Aber es waren einzelne Stimmen die sich gegen Stadtplaner und Abrissbirnen erhoben, obgleich diese die Gestalt unserer Städte tiefgreifender veränderten als es der Krieg mit seinen Zerstörungen vermocht hatte. Die Innenstädte von Hannover, Essen und Stuttgart begannen sich bis hin zu den Sonderangeboten beim Drogeriemarkt zu gleichen, die monotonen Hochhausblöcke mit Beton und Kunststofffassaden ergrauten in stets gleicher Tristesse, und vielspurige Stadtstraßen nahmen oft keine Rücksicht auf Fußgänger oder historische Stadtstrukturen. Die traditionelle Stadt mit ihren schönen Plätzen und Ensembles musste dem Leitbild einer funktionalen, verkehrsgerechten Stadt weichen. Und all das wurde schweigend hingenommen. Wie erklärt sich das – und warum hat sich das in jüngster Zeit geändert? Wieso lassen sich heute Zehntausende mobilisieren, um mit Kerzen vor Bauzäune zu ziehen, während sie stumm blieben, als ganze Städte umgewandelt wurden?

Vielleicht weil es beim Bauen um sehr viel geht. Die weitreichende Bedeutung des Bauens kann man gerade daran erkennen, dass die Architekturdebatten so aufgeladen sind und oft in einem hohen moralischen Ton geführt werden. Da steht dann im Zentrum, was man angeblich so oder so tun oder nicht tun „darf“. Solche moralische Aufladungen kennen wir aus der Politik vornehmlich beim Aufeinanderprallen von Weltbildern, zum Beispiel bei Diskussionen um Schulpolitik oder Gerechtigkeitsfragen. Der erregte Ton legt nahe, dass auch bei den Architekturdebatten ein Streit um Welt- und Gesellschaftsbilder vorliegt. Denn man kann Architektur durchaus als einen öffentlichen und offensichtlichen Ausdruck dessen sehen, wie wir uns verstehen. Wie wir bauen zeigt, was uns wichtig ist und was wir wollen. Es geht also auch hier ums grundsätzliche Fragen – und in der gebauten Form werden die konkurrierenden Vorstellungen viel deutlicher sichtbar und greifbarer als in abstrakten Argumenten, Bekenntnissen oder Parteiprogrammen. Flugblätter kann man zum Altpapier geben, aber Häuser sind Ideen oder Ideologien, die wir täglich sehen müssen und in denen manche Menschen leben.

Die noch junge Architektursoziologie, wie sie im deutschsprachigen Raum vor allem von Joachim Fischer und Heike Delitz vertreten wird, hat versucht diese Deutungskraft der Architektur für den Teilbereich gesellschaftlicher Selbstbestimmung begrifflich schärfer zu fassen. Es wird argumentiert, dass die Architektur als Kommunikationsmedium verstanden werden kann, da sie Ausdruck einer Gesellschaft ist, aber sich diese zugleich in ihrer Bauweise erfindet und konstituiert. In der Bauweise gewinnt das Imaginäre einer Zeit Gestalt, also das, was sie sein könnte oder idealerweise sein will. Architektur ist unübersehbar und kommuniziert so deutlicher als andere Medien diese Vorstellungen. Joachim

Fischer spricht treffend von einer „Sinnofferte“, die zugleich eine Stellungnahme des Betrachters und Benutzers eines Bauwerks einfordert. Gebäude legen zum Beispiel die Differenzierung von Funktionen nahe, sie ziehen Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem, sie bestimmen Bereiche (und Inhalte) von Arbeit, Freizeit und Konsum. Unterschiede zwischen sozialen Schichten werden baulich betont oder nivelliert, Dinge ins Zentrum gestellt oder an die Peripherie gedrängt, und nicht zuletzt Machtverhältnisse ermöglicht und manifestiert (wie Foucault herausgehoben hat). Und auch der Umgang mit der Vergangenheit nimmt hier Gestalt an, mit ihren Stilen ebenso wie mit ihren vorhandenen Denkmälern.

Dass die Architektur eine solche Kraft hat, die Welt und Gesellschaft zu deuten und Gesellschaften zu formen, war die ausgesprochene oder unausgesprochene Überzeugung vieler Visionäre; Sozialphilosophen, Architekten und Politiker haben sie gleichermaßen geteilt. Schon Thomas Morus verknüpft in seiner „Utopia“ von 1516 eine ideale soziale Wirklichkeit mit einer spezifischen Bauweise; seine friedliebende Gesellschaft ohne Missgunst und Neid wohnt dort deswegen in gleichförmigen Gebäuden ohne abschließbare Türen (womit Privateigentum unmöglich wird). Und Ebenezer Howard (1850–1929), wie jeder gute Engländer ein Freund von Grünanlagen, setzte gegen die industriellen Arbeitersiedlungen seiner Zeit die Vision von Gartenstädten. Damit sollte dem gesellschaftlichen Ideal eines intensiven gemeinschaftlichen Lebens in Naturnähe eine Grundlage gegeben werden, die auch von deutschen Naturfreunden begeistert aufgegriffen wurde (Howard inspirierte zum Beispiel Hellerau und die Magarethenhöhe in Essen). In der ersten Auflage hieß der Titel von von Howards Hauptwerk zum Städtebau bezeichnenderweise „Tomorrow – a peaceful path to real reform“ (1898). Ganz explizit wollten auch Architekten und Planer des Internationalen Stils der Moderne mit einer neuen Bauweise die Gesellschaft vom gesellschaftlichen Staub und dem Moder sozialer Ungerechtigkeit befreien; das erklärte Ziel war die Wegbereitung einer egalitären Massen-, ja Weltgesellschaft. Lokale, kulturelle und geschichtliche Bezüge und Identitäten vermied man deswegen wie der Teufel das Weihwasser. Man hatte wenig Hemmungen, historische Bauten und Stadtstrukturen für eine neue Stadt abzuräumen, oder doch wenigstens wie in Berlin den Putz von den Fassaden zu schlagen. Unterschiede von Rang und Abstammung wollte man durch eine ökonomisch günstige Bauweise mit normierten Elementen demontieren. Dieses gesellschaftliche Ideal spiegelte sich auch in einer ungekünstelten und angeblich „ehrlicheren“ (ornamentfreien, funktionalen) Gestalt der Gebäude, an deren glatten Betonoberflächen Wohlstandsunterschiede keinen Halt mehr finden sollten. Alle Hierarchisierungen galt es zu vermeiden, die Horizontale dominiert die Vertikale – schon ein stehendes Fenster erschien dem Internationalen Stil als Verrat am Gleichheitsideal.

Nun arbeitet freilich nicht jede Architektur in der expliziten Weise des Internationalen Stils der Moderne an einem neuen Gesellschafts- und Weltbild, aber das bedeutet nicht, dass andere Bauweisen nicht doch (oft unbewusst und subtil) gesellschaftsformend wirken. Man denke nur an die „normale“ Einteilung einer Wohnung und wie diese das Leben und die Handlungen der Menschen in ihr bestimmt. Die separate, kleine Küche, zum Beispiel, die sich bis in die 1970er Jahre in den meisten Wohnungen findet, spiegelt ein Verständnis der Hausfrau und legt eine bestimmte Aufgabenverteilung räumlich nahe, bei der das Kochen eine andere Funktion hat als in den offenen Wohnküchen der 1980er Jahre. (Nicht zuletzt deswegen sind Wohnungen der 1960er Jahre heute oft schwer zu vermieten.)

Was angesichts von Großbauprojekten in Stuttgart, Berlin und anderswo die Menschen heute erregt, ist daher vielleicht nichts weniger als die Frage nach der Welt, in der wir leben wollen, und dem Weltbild, welches dahinter steht. Das würde auch den eigentümlichen Wandel in der Reaktion erklären, von dem wir ausgingen; dass nämlich zunächst für Jahrzehnte alles mehr oder weniger kritiklos hingenommen wurde, seit einigen Jahren aber Architektur immer wichtiger wird. Denn auch die Frage nach dem Weltbild hat an Brisanz gewonnen. Wir stehen heute vor großen Veränderungen und Unsicherheiten, die Grundsatzentscheidungen über die Richtung erfordern, in der wir gesellschaftlich unterwegs sind. Diese Frage stellt sich jetzt viel dringlicher als in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, in denen die schreckliche Vergangenheit der Imagination einer besseren Gesellschaft als Kontrast wenigstens die grobe Richtung vorgab. Und sie stellt sich heute auch grundsätzlicher als zuvor, da wir vor so vielen Herausforderungen zugleich stehen – es gibt eben keine historischen Vorbilder für multikulturelle und hoch-technisierte Industriegesellschaften in einer globalisierten, von ökologischen, ökonomischen und politischen Krisen geschüttelten Wirklichkeit, in der alte Identitäten infrage stehen. Wir müssen selbst entscheiden, wie viel Mobilität wir benötigen und was wir bereit sind, dafür zu zahlen. Hat das technisch Machbare noch einen Sinn und Nutzen oder wird es zu einem Selbstzweck? Wie gehen wir mit dem Alten um und was kann und darf bestehen bleiben? Wie vielfältig soll unsere Kultur sein, wie viel Heterogenität verträgt die Gesellschaft? Es geht um Entscheidendes, und fast alle diese Fragen werden in den Großbauprojekten wie in einem Brennglas gebündelt; da verwundert es nicht, dass viele Bürger leidenschaftlich entbrannt sind.

Diese Situation ruft nach einer gedanklichen Auseinandersetzung, die in den Beiträgen dieses Buches versucht wird. Sie sollen Schritte zu einem tieferen Verständnis der Architektur sein, um deren Sinndimensionen freizulegen und so die besondere philosophische Bedeutung der Architektur zu ergründen. Denn sich

philosophisch einem Phänomen zu nähern, erfordert stets eine umfassende, allgemeine Sicht, also die Perspektivenfülle unterschiedlicher Disziplinen. Dazu soll dieser Band einen Beitrag leisten.

Übersicht über die einzelnen Beiträge

Die Texte wurden in drei Gruppen gegliedert, welche jeweils um eine Grundfrage angeordnet sind. Im ersten Teil geht es um unterschiedliche Möglichkeiten, über die Architektur der Stadt oder des einzelnen Gebäudes nachzudenken. Was ist das Spezifische eines philosophischen Herangehens, welche Fragen stellt sie, wie unterscheidet es sich etwa von einer Soziologie der Architektur (mit der es durch-aus Überschneidungen geben kann). Und welche Ergebnisse kann man von einem Philosophieren über Bauwerke erwarten?

Im zweiten Teil wird die große Frage nach der Bedeutung der Architektur, von Städten und Häusern aufgeworfen, also dem, was man eine „Hermeneutik der Architektur“ nennen könnte. Architektur scheint zu uns zu „sprechen“ – aber das ist erstmal eine Metapher und es ist durchaus schwierig zu erfassen, was sie eigentlich sagt. Was bedeutet es, wenn Architektur spricht? Wie tut sie das? Was teilt sie mit? Verschiedene Autoren haben aus sehr unterschiedlicher Richtung versucht, darauf zu hören (oder zu schauen), was Bauwerke oder Städte tatsächlich sagen und legen ihre Deutungen vor. Bauwerke benötigen eben unsere Annäherung mit allen Sinnen.

Philosophie ist immer auch an Wertungen interessiert. Soll etwas so oder so sein? Was ist wahr und falsch, was ist richtig oder falsch, gut oder schlecht? Fragen, die natürlich in Überlegungen der Art eingebettet sind, was es überhaupt heißt zu werten, welche Maßstäbe es hier geben könnte, wie sie zu begründen und anzuwenden wären. Die Beiträge im dritten Teil werfen diese Frage nach „guter Architektur“ teils allgemein auf, teils wenden sie sich einem besonderen Aspekt zu, der gegenwärtig besonders viel Aufmerksamkeit findet, nämlich der Rekonstruktion von zerstörten Bauwerken. Dürfen wir Gebäude wieder errichten? Und wer entscheidet eigentlich, ob wir das „dürfen“? Einige Bemerkungen und die Wortwahl in manchen Beiträgen zeigen, wie sehr gerade die Rekonstruktion ein emotionales Thema ist. Gerade hier könnte eine wissenschaftliche Distanz und philosophische Gelassenheit gut tun. Und vielleicht leistet dieses Buch einen kleinen Beitrag dazu.

Viele Beiträge in diesem Buch sind aus Vorträgen hervorgegangen, die im Rahmen einer Ringvorlesung und der Hegelwoche zur Bauwelt in Bamberg gehalten wurden. Die beiden Texte von Winfried Nerdinger und Achim Hubel

wurden dabei als direkte Rede und Gegenrede konzipiert und auch in dieser Form, mit einem anschließenden Gespräch, in den Band aufgenommen. Um die Lebendigkeit der Sprache zu erhalten, finden sich daher dort verschiedene Referenzen zur Hegelwoche. Zur Ergänzung und Abrundung des Spektrums wurden weitere Beiträge gezielt angefragt und in diesen Sammelband integriert.

Teil 1. Architektur bedenken: Stadt und Haus

Grundlinien einer Philosophie der Stadt finden sich bei **Gerhard Stamer**. Er will nicht weniger als philosophisch darüber nachdenken, was das Wesen der Stadt sein könnte, also was ihre besonderen Eigenschaften sind und wie sie diese in gelungener Weise verwirklichen. Und doch oder gerade deswegen beginnt er die Stadtbetrachtung mit einem Blick auf den Menschen. Wie schon Platon die Polis in Analogie zur menschlichen Seele deutete, so argumentiert auch Stamer, dass der Mensch „in der Stadt [...] ein verobjektiviertes Bild seiner Selbst vor Augen“ habe. Denn der Mensch realisiere sich erst seine Welt, indem er die Dinge in einen Zusammenhang bringe – und die Stadt sei in besonderer Weise diese von uns in einen Zusammenhang gebrachte Welt. Er spricht hier von einer Fähigkeit zur Universalisierung, die mit einer Fähigkeit zur Differenzierung verbunden sein müsse: „Indem die Individuen die Fähigkeit besitzen, Welt zu denken, sind sie auch fähig, sich als einzelne in der Welt zu begreifen [...] als besondere Individuen in ihrer einzigartigen Biografie [...] aber zugleich auch als Repräsentanten der Gattung Mensch.“ Man verstehe sich so als besonderer Einzelner und zugleich als Teil der Gemeinschaft, wenn man bestimmte Möglichkeiten des allgemeinen Menschseins verwirkliche. Stamer spricht hier vor einer befruchtenden Polarität, die dem Menschen erst Freiheitsräume eröffne. Seine Analyse des Wesens der Stadt beginnt so mit einer anthropologischen Reflexion, von der aus er den Weg in die Stadt findet: Denn jede Stadt sei ein Knotenpunkt, in dem sich wie im Menschen Allgemeinheit bzw. Universalität und Individualität verbänden. Was das genau bedeuten könnte, wurde freilich unterschiedlich aufgefasst – Stamer greift in Exkursen zum Beispiel auf Karl Marx' These zurück, dass Differenzierung durch Arbeitsteilung entstehe, die in der Stadt ermöglicht werde, oder auf Ortega y Gasset, der die Bedeutung des öffentlichen Platzes betont. Die im Menschen angelegte, in der Stadt gebaute Polarität beschreibt Stamer schließlich als Chance für eine gelungene Stadt („Verlebendigung“, „Genuss der Vielfalt“, das „Offene und Mögliche, das mit dem Leben in der Gemeinschaft gegeben ist“), der er auch zutraut eine egoistische, sich von der Universalität abschirmende Individualität zu überwinden. Denn die beiden Pole sind, falls sie nur in Einseitigkeit verwirklicht werden, gleichermaßen eine Gefahr für den Einzelnen

wie für die Stadt. Eine „humane Lebenswelt“ muss für einen Ausgleich sorgen – und das noch auf höherer Ebene, wie Stamer am Schluss andeutet: Die Polarität zwischen Individuum und Allgemeinem wiederholt sich noch einmal; denn auch eine Stadt ist eine Art Individuum gegenüber einer Weltgemeinschaft und muss hier ihren Ort zwischen individueller Verwirklichung bestimmter Möglichkeiten und globalem Zusammenhang finden. Gerhard Stammers Überlegungen führen so vom Einzelnen über die Gemeinschaft und Stadt bis zum großen Zusammenhang. Aber sie verlieren dabei keineswegs die Verbindung mit der konkreten Stadt, fügt er doch abschließend ganz konkrete Überlegungen dazu an, wie sich eine solche lebendige Polarität in einer Stadt auch baulich gestalten ließe.

Es ist spannend zu sehen, wie Städte auch mit ganz anderen Fragen erkundet und bedacht werden können. Die Soziologin **Heike Delitz** entwirft in ihrem Beitrag „Das Architektonische: ‚Sich bauende Gesellschaft‘“ die theoretischen Grundlagen einer *Soziologie der Architektur* und erprobt sie dann anhand verschiedener urbaner Fallstudien. Die beiden Kernfragen der Soziologie, nämlich die nach dem was eine „Gesellschaft“ grundsätzlich ist und die nach den spezifischen Charakteristika der modernen Gesellschaft, lassen sich nach Delitz mit besonderem Blick auf die Architektur der Stadt oder gesellschaftlicher Wohnformen aufwerfen und dann neu formulieren. Sie stellen sich dann einerseits als Frage nach der Rolle, welche die Architektur bei der Vergesellschaftung spielt, und andererseits als Frage, warum wir heute so bauen, wie wir bauen. Hinter dieser besonderen Perspektive auf die Gesellschaft steht die These, dass die gebaute Welt keineswegs nur ein Spiegel, sondern ein Medium des Sozialen ist, und zwar ein besonders wichtiges. Gerade wenn man mit Delitz davon ausgeht, dass jede Gesellschaft primär eine „Setzung einer Bedeutung: eines Zusammenhaltenden“ ist (Cornelius Castoriadis sprach vom Imaginären), ist es aufschlussreich, auf die Bauweise zu schauen, die elementare Differenzierungen, Gewichtungen und Bedeutungszusprechungen setzt. Architektur ermöglicht bestimmte Interaktionen, schließt zugleich andere aus, sie leitet und lenkt unser Verhalten. Sie erregt aber auch Empfindungen und Affekte und bestimmt uns so in vielfacher Weise. Die Wechselwirkungen werden von Delitz genauer beschrieben und exemplarisch an drei sehr unterschiedlichen Gesellschaften und ihrer Architektur veranschaulicht, nämlich an den Zeltstädten nomadischer Gesellschaften, den in die Erde gegrabenen Städten in China entlang des Gelben Flusses (Yaodong), und schließlich an unserer eigenen Gesellschaft. Dafür untersucht sie drei typisch moderne Bauweisen: die Fortsetzung der klassischen Moderne, die Rekonstruktion von zerstörten Fassaden oder Gebäuden und die dekonstruktivistische Architektur. In faszinierender Weise wird durch diese Analysen die verstehende Kraft der sehr jungen Disziplin Architektursoziologie unter Beweis gestellt.

Während Gerhard Stamer und Heike Delitz sich inhaltlich der Stadt zuwenden, versucht der nächste Beitrag „Zur Aufgabe einer Philosophie des Bauwerks“ (**Christian Illies**) eine formale Grundlegung der Philosophie des Einzelbauwerks. Unterschiedliche Beispiele führen dabei zunächst vor, wie Gebäude betrachtet und analysiert wurden, bevor dann der Blick auf das Spezifische einer philosophischen Auseinandersetzung gerichtet wird. In drei Hinsichten wird dabei eine Klärung der Aufgaben einer Philosophie des Bauwerks vorgeschlagen: (i) Erstens wird der Gegenstand näher bestimmt, um den es hier geht, nämlich Bauwerke als technisch erstellte Artefakte mit den besonderen Eigenschaften *Komplexität*, *Einbettung*, *Öffentlichkeit* und *künstlerischer Anspruch*. (ii) Anschließend wird angeregt, dass die Philosophie sich Gebäuden in drei Schritten nähern soll: sie muss eine genaue Wahrnehmung des konkreten Bauwerks vollziehen, dann eine Reflexion des Wahrgenommenen, bei der dieses adäquat kategorisiert, in allgemeine Zusammenhänge eingebettet und interpretiert wird. Schließlich müssen die einzelnen Einsichten zu einem Gesamtverständnis und dessen abschließender Beurteilung zusammengeführt werden. Nach diesen drei Schritten wird in einem dritten Teil eingefordert (iii), dass eine Philosophie des Bauwerks auch stets selbst-reflexiv zu sein habe, sich also der Sinnhaftigkeit ihres Fragens und ihres methodischen Vorgehens ebenso bewusst sein sollte, wie dessen, was es eigentlich für Menschen heißt, mit Gebäuden (denkend, wahrnehmend) umzugehen. Die damit umschriebene Aufgabe ist durchaus anfordernd und aufwendig, was wohl auch erklärt, warum die Philosophie der Architektur eine so junge Disziplin ist. Denn einerseits sind Bauwerke Knotenpunkt so unterschiedlicher und vielfältiger Erwartungen und Anforderungen, dass eine philosophische Reflexion alle Teildisziplinen der Philosophie im Auge behalten muss (von der Sozialphilosophie bis zur Ästhetik). Andererseits scheint keines der vorhandenen normativen Kriterien ganz zu passen um Bauwerke zu bewerten. „Gute Architektur“ ist nicht nur ein ästhetisches, funktionales oder ethisches Urteil, sondern verlangt eher eine eigene Kategorie, von deren adäquaten Erfassung wir aber noch weit entfernt sind.

Teil 2. Architektur verstehen: Idealstädte, Altstädte, alte Städte und Häuser

Während die im ersten Teil vorliegenden Beiträge eher grundsätzliche Möglichkeiten zeigen, wie man über die gebaute Welt nachdenken kann, sind in dem zweiten Teil des Buches konkrete Fallstudien des Verstehens zusammengestellt. Hier geht es vor allem um die Deutung einzelner Stadtstrukturen oder

Bauwerke, also um deren angemessene Wahrnehmung und damit um eine Hermeneutik der Architektur.

Richard Saage und **Eva-Maria Seng** wenden sich in „Geometrische Muster zwischen frühneuzeitlicher Utopie und russischer Avantgarde“ den gebauten und ungebauten Idealstädten zu und schauen auf deren Wechselwirkungen. Es soll im Besonderen gezeigt werden, wie die frühabsolutistischen Idealstädte die Utopien beeinflusst haben. Das Ziel ist dabei, gleichermaßen für die Utopienforschung wie für die Kunstgeschichte eine neue und befruchtende Perspektive zu weisen. Im ersten Teil ihres 1996 erstmals in der ZS für Geschichtswissenschaft erschienenen Aufsatzes fragen sie nach den ideengeschichtlichen Voraussetzungen von Utopien: Während das heilsgeschichtlich denkende Mittelalter noch keine Utopien im Sinne einer weltimmanenten Idealwelt kannte, beginnt man in der Frühneuzeit irdische Alternativen zur vorgefundenen Welt zu denken. Diese sollen letztlich rational konzipiert sein und werden daher planvoll entworfen; Ausdruck findet dies in der Utopie-Architektur vor allem durch den Rückgriff auf einfache geometrische Grundformen. Denn der „Baustoff“ ist die „säkularisierte Vernunft“; diese Architektur gewinnt ihre „Orientierung [...] nicht aus einem in der Transzendenz verankerten Kosmos hierarchischer Seinsqualitäten, sondern aus der Rationalität geometrischer Basisfiguren“. Weitere Merkmale dieser utopischen Städte sind, dass sie als neu entworfen gedacht werden, also ohne geschichtlichen Bezug, und die funktional angestrebte „gesellschaftliche Harmonisierung“, die etwa durch eine gleichförmige Bauweise bewirkt werden soll. Im zweiten Teil ihres Beitrags zeigen Saage und Seng, wie diese Utopien gerade von den frühabsolutistischen Idealstädten (etwa Filarete, Dürers Festungsstadt, Freudenstadt) inspiriert wurden. Auch diese Idealstädte wurden in geometrischen Formen ausgeführt und von historischer Verbindung gelöst; wie bei den literarischen Utopien ging man hier von der rationalen Machbarkeit bzw. Planbarkeit der Gesellschaft und des Lebens aus. Ein eindeutiger Unterschied ist allerdings die soziale Ordnung; die Idealstädte stellten die bestehende Ständegesellschaft des 16. Jahrhunderts nicht infrage, während die Utopien dagegen kritische Zeitdiagnosen entwarfen und die Sozialdisziplinierung und Regulierung durch neue gesellschaftliche Ordnungen vorschlugen, ja neue Menschen schaffen wollten (etwa durch Abschaffung des Privateigentums). Interessanterweise griffen also die Utopien auf „Konstruktionselemente“ der Idealstädte zurück, „die gar nicht utopisch gemeint“ waren; sie versahen die rationalen Bauformen mit neuen Inhalten. So stehen sie in einer „Opposition zu ihrem heimlichen Vorbild“. Schließlich wenden sich die Autoren im dritten Teil der russischen Avantgarde (Suprematismus und Konstruktivismus) zu, bei der die geometrische Formensprache vierhundert Jahre später noch einmal aufgegriffen wurde. Auch hier geht es um eine Neukonzeption als

radikaler Bruch mit der geschichtlichen Situation und Kultur bis hin zur Ästhetik. Doch für den Städtebau griff man wieder auf die reine Geometrie als Ausdruck des konstruierenden Intellekts zurück. Dies fand noch eine Steigerung, da hier gefordert wurde, dass sich „jeder Teil dem Ganzen unterordnen muss und das System der Stadt den Charakter seiner Bauwerke bestimmt“. Radikalisiert wurde auch die Idee einer planbaren Gesellschaft, die bei der russischen Avantgarde vor allem als großes Kollektiv gedacht wurde, weswegen Großküchen und Gemeinschaftsräume im Zentrum standen, und eher Hauskommunen als Privatwohnungen geplant wurden. Zugleich wurde der wissenschaftlich-technische Fortschritt entscheidender Bestandteil dieser utopischen Entwürfe. Eine „Totalisierung der städtebaulichen und architektonischen Homogenität“ wurde angestrebt, die gerade auch Zeit anders dachte. So wurde ein permanenter Fortschritt angenommen, der die Menschen zu immer neuen Möglichkeiten führt. Obgleich also weiterhin an einer streng geometrischen Architektur orientiert, finden sich inhaltlich Radikalisierungen des Gedankens der Erschaffung einer neuen Gesellschaft mit neuen Menschen.

Einem besonderen Teil der Stadt wendet sich der Architekt und Denkmalpfleger **Thomas Will** mit besonderem Erkenntnisinteresse zu. In seinem Beitrag, „Moderne oder historisierende Architektur in der alten Stadt – Lehren aus der Geschichte?“ schaut er auf die Altstadt aus der Perspektive des eingreifenden Architekten. Welche Entwurfshaltung kann er gegenüber der Altstadt einnehmen, wenn er in ihr oder an ihr weiterbauen soll? Dabei unterscheidet er verschiedene Weisen, wie man die Altstadt in den letzten Jahrzehnten verstanden hat – und was aus dem jeweils unterschiedlichen Verständnis hinsichtlich des Umgangs mit der Altstadt gefolgt ist. Die eine Weise sieht die Altstadt vor allem als ein Kunstwerk, an das sich Neubauten formal anpassen sollen. Die andere Weise betrachtet die Altstadt eher als eine Entwicklung, die wir weiterführen sollen; und dies geschieht entweder im Kontrast bei der sich von der Altstadt absetzenden Moderne oder in pluralistischen Bauversuchen. Dabei finden sich drei „Entwurfslinien“, die erste unter dem Titel „Der historisch geprägte Ort als Entwurfskriterium der Moderne“. Will argumentiert, dass die frühe Stadt sich schon wegen der vorhandenen Materialien und Bautraditionen in großer Einheitlichkeit entwickelte, die aber in der Moderne nicht mehr gegeben ist. Deswegen trat eine bewusste Auseinandersetzung mit der Vergangenheit an ihre Stelle; sei es durch ihre Weiterführung im Historismus, oder sei es durch eine bewusste Gegendarstellung, die oft als „polemische und vitale Geste der Befreiung“ verstanden wurde. Erst in den letzten Jahrzehnten sei eine pluralistische Antwort auf die alte Stadt entwickelt worden, die nicht nur das Alte beseitige oder sich im Kontrast dazu setze, sondern eine „Collage oder historische Schichtung“ anstrebt. Eine zweite Entwicklungslinie nennt Will „Historisierende Architektur

als Stadtreparatur“. Sie ist einerseits im historistischen Versuch zu finden, das alte, „malerische“ Stadtbild zu „kitten“, dann aber erst wieder in Tendenzen seit den 70er Jahren im Zusammenhang mit der Wiederentdeckung der „Europäischen Stadt“. In der dritten Entwicklungslinie, die Will herausstellt, geht es um „Die Altstadt als Allegorie des Geschichtlichen“. Die Altstadt selbst wird zunehmend zu einem Sinnbild, das für Geschichte bzw. die Vergangenheit steht. In diese Entwicklungslinie stellt Will den Ursprung des „bürgerliche Denkmalskultus und des organisierten Denkmalschutzes“. Ein solcher Zugriff ist zugleich die Grundlage für den meist von Denkmalschützern propagierten Ansatz, das Alte nicht nachzuahmen, sondern zu bewahren und moderne Gebäude als Ausdruck unserer Zeit dagegen zu setzen. Diese drei Entwicklungslinien bzw. „Themen“ erklären nach Will die sehr unterschiedliche Art und Weise, sich mit der Altstadt auseinanderzusetzen, ob man sie als Kunstwerk oder Entwicklungsprozess versteht, und entsprechend, welche eigene Entwurfshaltung man als Architekt einnimmt.

Klaus Bieberstein nähert sich in seiner Arbeit „Die Architektur des Heiligen – Salomonischer Tempel und Felsendom in Jerusalem“ einem konkreten Bauwerk dagegen mit dem Kategoriensystem von Ernst Cassirer. Hier geht es um ein tieferes Verständnis der Bauformen des Tempels durch die Kategorien des „mythischen Denkens“, die erklären können, warum welche Bauentscheidungen getroffen bzw. in bestimmter Weise mit dem Tempel umgegangen wurde. Cassirer hatte betont, dass mythisches Denken gerade im Raum polare Akzente setzt, vor allem „Zentrum und Peripherie, Sacrum und Profanum“ unterscheidet, um so das Heilige vom Profanen abzutrennen. Genau diese Unterscheidung kann nach Bieberstein als „Schlüssel“ dazu dienen, die „Verräumlichung an sich unanschaulicher Größen in den [...] Erinnerungslandschaften Jerusalems in ihrer eigentümlichen Umsetzung [...] in Stein, lesbar zu machen.“ In einer großen Übersicht zeigt Bieberstein zunächst, wie seit dem Chalkolithikum in der südlichen Levante die Tempel eine Tendenz aufweisen, den heiligen Raum vom Profanen immer weiter zu entfernen, etwa durch dickere Mauern, durch angefügte Vorhallen oder Vorhöfe. Auf diese Weise wird auch die Baugestalt des sogenannten „Salomonische Tempels“ verständlich, der den Ort des Allerheiligsten „als mythisches Zentrum der Stadt“ markierte. Bieberstein ergänzt seine Raumdeutung durch eine subtile Analyse des Bildprogramms des Tempels. Das Programm zeige, dass hier auf das Heilige im Sinne einer „Fülle des Lebens“ verwiesen werde, weswegen der Tempel auch als „räumliche Inszenierung des Paradieses“ verstanden werden könne. Doch die Sinndeutungsgeschichte ist damit noch nicht abgeschlossen. Er weist nach, wie zunehmend eine Verlagerung des Heiligen in die Vertikale hinzukommt, die schließlich den neuen Tempel und das neue Jerusalem als Gebäude konzipiert, die einmal vom Himmel kommen werden. Und die Sinndeutungsgeschichte geht noch weiter: Der Felsendom von 692

wurde zunächst als eine „eine frühislamische Repräsentation des Salomonischen Tempels“ verstanden, bevor dann seit dem 19. Jahrhundert ein neues Kapitel aufgeschlagen wurde. ‚Mit Cassirer das Alte Testament lesen‘, könnte man diesen Beitrag nennen, der die ganze hermeneutische Kraft der Kategorie des mythischen Denkens meisterhaft nutzt, um die Architektur besser zu verstehen, die das Heilige zu ihrem Thema hat.

Während Klaus Bieberstein eine umfassende Sinneinbettung für ein vertieftes Verstehen der Architektur anstrebt, so geht es dem Archäologen **Andreas Grüner** um die umfassende Einbeziehung aller Sinne. Denn erst die Summe der Sinnesreize führen zu der jeweiligen Atmosphäre eines Gebäudes oder einer Stadtstruktur. Deswegen blickt Grüner nicht nur auf die baulichen Reste der antiken Welt, sondern öffnet seine Nase und spitzt die Ohren, um so zu schnuppern und den Nachhall möglicher Geräusche zu vernehmen. Aber offensichtlich steht gerade die Archäologie hierbei vor besonderen Problemen, wie er in seinem Aufsatz „Meta Sudans, oder: Akustik und Geruch im antiken Rom. Kritische Bemerkungen zu einer archäologischen Urbanistik der Sinne“ zeigt: Von den meisten Sinnesindrücken gibt es keine archäologischen Spuren mehr, sie sind im Gang der Jahrtausende für immer verblasst. Dazu kommt, dass die Fülle der Sinnesindrücke kaum objektiv fassbar ist; wir wissen zum Beispiel nicht sicher, wie ein Geruch von der antiken Nase beurteilt wurde, ob er als angenehm oder unangenehm galt. Wie man dieses hermeneutische Doppelproblem lösen könnte, entdeckt Grüner in dem antiken Text „Über die Gerüche“ von Theophrast. Anstatt unterschiedliche Geruchsempfindungen zu beschreiben oder zu typisieren, schildert Theophrast überraschenderweise dort vor allem Methoden und Rezepte der Parfümherstellung. Aber gerade damit hat er nach Grüner eine spannende Möglichkeit aufgezeigt, mit dem hermeneutischen Problem umzugehen: Der einzig fruchtbare Weg einer Archäologie der Sinne ist es, die Art und Weise zu analysieren, mit der Gerüche, Geräusche oder andere Sinnesempfindungen in der Antike gezielt erzeugt und eingesetzt wurden, um bestimmte Wirkungen zu erzielen. Statt den vergeblichen Versuch zu unternehmen, aus spärlichen Funden rekonstruieren zu wollen, was es an einem bestimmten Ort oder zu einer bestimmten Zeit zu hören, riechen oder empfinden gab, sollten wir also fragen, welche Sinne mit welcher Absicht bewusst angesprochen wurden. Diese neue Herangehensweise wird in verschiedenen Fallbeispielen von dem Verfasser vorgestellt: Der Leser erfährt, wie auf den Besucher eines Tempelvorplatzes mit Wasserrauschen und Blütenduft eingewirkt werden sollte oder wie ihn die Fresken eines Gartensaales mit imaginärem Grün umgaben. Grüner hofft, dass wir so „Bausteine“ nicht nur zu einer Archäologie, sondern vielleicht sogar zu einer

eigenen „Ästhetik der Sinne“ gewinnen können, auf denen auch allgemeinere Überlegungen zur Atmosphäre in der Architektur gegründet werden könnten.

Den deutenden Blick auf ein einzelnes Bauwerk richtet **Hans-Rudolf Meier**. Allerdings geschieht das aus der Perspektive einer ganz anderen Disziplin, nämlich des Denkmalschutzes – und mit einer anderen hermeneutischen Frage. In „Die Verallgemeinerung des Besonderen. Die Dresdner Frauenkirche und der gegenwärtige Rekonstruktionsfuror“ wirft er das Problem auf, wie der Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche zum „Paradigma“ eines von ihm diagnostizierten „Rekonstruktionsbooms“ wurde. Wieso wird ein Gebäude in dieser besonderen Weise als exemplarisch wahrgenommen? Dafür klärt er zunächst den gesellschaftspolitischen Kontext der Diskussionen und Initiativen um die Frauenkirche seit dem Krieg – der schon zu DDR-Zeiten angestrebte Wiederaufbau (der auch die Bewahrung der Reste vor der Abräumung im Rahmen des funktionalistischen Städtebaus zum Ziel hatte) und die Diskussionen, bei denen die Frauenkirche zu einem Symbol der Wende und Nachwendezeit wurde. Meier hält dies für eine Ausnahmesituation, die durchaus eine Rekonstruktion rechtfertige, aber zu einem sehr weitgehenden Interesse geführt habe, bei dem auch in anderen Kontexten rekonstruiert oder historisierend gebaut werde. Eine Entwicklung, die Will kritisch anhand der Debatten kommentiert, die vor allem die Frauenkirchenrekonstruktion begleiteten. So würden einige seit 1900 geltenden „Grundprinzipien der modernen Denkmalpflege“ seitdem wieder infrage gestellt, etwa die weitgehende „Ablehnung jeglicher Nachahmung“. Probleme sieht Meier einerseits darin, dass „der Zugriff der Gegenwart in der Regel mit dem Verlust der Reste der Vergangenheit“ einhergehe (wie die Fundamente des alten Dresdner Rathauses für die barockisierende Neubebauung des Platzes). Will meint andererseits, dass jede Rekonstruktion ein Gebäude nur so wiederherstellen könne, wie es zu einer Zeit gewesen sei und andere Zufügungen oft vernichte. Schließlich gibt er zu bedenken, dass wegen der verbraucherfreundlichen Gestaltung der modernen Rekonstruktionen die Bereitschaft abnehme, die Besonderheiten und Eigenwilligkeiten wirklich alter Gebäude in Kauf zu nehmen (wie zum Beispiel beim Kempinski-Hotel im Dresdner Taschenbergpalais).

Der Kunstwissenschaftler **Stephan Albrecht** wendet sich in seinem Beitrag „Die Architektur der Schöpferischen Zerstörung“ Bankgebäuden als einem besonderen Architekturtyp zu. Es geht darum, ihre Baugestalt zu deuten; seine Leitfrage ist dabei, wie sich an der Gestalt dieser Gebäude „die religiöse Natur einer Wirtschaftsordnung, die Lebensordnung geworden ist“ ablesen lasse. Gerade weil das Geldgeschäft letztlich auf dem Vertrauen beruhe, sein Vermögen bei einer Bank sicher verwahrt zu wissen, sei die bauliche Selbstinszenierung von herausragender Bedeutung. Albrecht unterscheidet dabei drei Phasen seit dem

Aufkommen der modernen Großbanken im späten 19. Jahrhundert: In der Periode bis zur Weltwirtschaftskrise (1929–1933) sei es vor allem um den Ausdruck von „Reichtum, Macht und Sicherheit“ gegangen. Entsprechend erschienen Banken wie Festungen, oft mit Gitterfenstern und dicken Tresortüren, die zugleich im Innern die Pracht eines Opernsaales hatten. Die zweite Periode, vor allem in der Nachkriegszeit, verzichtete ganz auf diese historischen Bezüge und schuf Verwaltungsbauten, die vor allem Transparenz und Offenheit ausstrahlen sollen. Barrieren sollen vermieden und der Kunde als Partner angesprochen werden. Die dritte Periode datiert Albrecht unmittelbar vor dem neuen Jahrtausend. Dem neuen Paradigma des Wirtschaftens entsprechend geht es seitdem um den Ausdruck von „Kreativität und Flexibilität“, also nicht um Tradition, sondern um den Aufbruch, um „Beweglichkeit und Aufgeschlossenheit dem Neuen gegenüber“ – durchaus im Sinne von Schumpeters „Schöpferischer Zerstörung“. Anhand zahlreicher Beispiele zeigt Albrecht so eindrücklich, wie sich die Bankgebäude als Ausdruck wechselnder Ideale bzw. unterschiedlicher Wirtschafts- und Lebensordnungen verstehen lassen.

Der Architekt und Architekturtheoretiker **Cornelius Tafel** diagnostiziert in seinen Überlegungen zu „Architektur und Bild“ eine enge Korrespondenz zwischen moderner Baugestalt und ihrer fotografischen Darstellung: Gebäude werden zunehmend so gebaut, dass sie sich wirksam abbilden lassen. Das mag überraschen, da doch gerade die Moderne sich zunächst von der Fassade und Schauseite wie von Haupt- und Nebenfronten verabschiedete und stattdessen Bauformen entwarf, die sich nur erschließend, wenn man sie tatsächlich begeht. Und doch scheint die Wahrnehmung prominenter Gebäude durch die Fotografie nicht zu verschwinden, sondern sogar die Baugestalt zu prägen, sodass „[sich] die spätmoderne Architektur ihrerseits in Richtung einer neuen Bildhaftigkeit verändert“. Tafel illustriert an Beispielen (Scharouns Haus Schminke, Bans Curtain-Wall-House) überzeugend, wie manche Gebäude primär durch ein Bild, einen besonderen Blickwinkel wahrgenommen werden, ja bereits auf diesen hin konzipiert werden (Hamburger Elbphilharmonie). Auch das neue Interesse an Fassaden bzw. Oberflächengestaltung lässt sich nach Tafel daraus erklären; die bedruckten Fassaden zeigen die große Bedeutung, die der bildhaften Wahrnehmung von Gebäuden heute gegeben wird. Nach Tafel verstehen wir also die spätmoderne Baugestalt besser, wenn wir sie auf ihre fotografische Abbildbarkeit hin betrachten. Diese Überlegungen fügen eine interessante neue Dimension zur Frage nach dem richtigen Verstehen der Architektur hinzu: Bauwerke werden auf eine sehr bestimmte Wahrnehmung hin konzipiert, so die These von Tafel. Das ist natürlich grundsätzlich immer so, denn jedes ästhetische Artefakt will auch ästhetisch wahrgenommen werden; jeder Maler malt so, dass sein Bild optisch

wirkt. Aber dass ein Raumgebilde auf eine zweidimensionale, perspektivisch einseitige Wahrnehmung, auf ein Fotografiert-Werden hin gestaltet wird, ist durchaus überraschend und problematisch. Auch wenn Tafel diese (mögliche) Beziehung von „Architektur und Bild“ nur beschreibt, nicht bewertet, leitet sein Aufsatz zum dritten Teil des Buches über:

Teil. 3. Architektur beurteilen: Kriterien guter Architektur?

Dezidiert wertend setzen sich die Beiträge im dritten Teil mit der Architektur auseinander. Wir sollten an der europäischen Stadt weiterbauen, fordert **Christoph Mäckler** in seinem Aufsatz „Stadtbaukunst – Die Kunst, Stadt zu bauen.“ Dass er explizit von einer Kunst spricht, zeigt bereits die Stoßrichtung dieses Beitrags. Es geht darum, wie man schöne Stadträume wiedergewinnen könnte, in denen Menschen gerne leben, weil sie grundlegende Qualitäten wie Schönheit und Alterungsfähigkeit besitzen. Dass wir dies seit 60 Jahren kaum mehr können, ist umso erstaunlicher, als es zuvor eine jahrhundertalte Tradition der europäischen Stadt gab, die sich dadurch auszeichnete, dass über Generationen trotz aller Veränderungen von Stil und Bauweise der Stadtraum architektonisch-städtebaulich in kluger Weise geformt wurde. Heute dominieren stattdessen, so bilanziert Mäckler, „charakterlose Platzräume“, die „ohne identitätsbildende Gestalt“ sind und letztlich einen Abbruch der Idee der europäischen Stadt herbeigeführt haben. Die Ursache sieht er vor allem in der Einseitigkeit der Perspektive der beteiligten Akteure, die lediglich ausgebildet wurden, ein Spezialproblem der Stadt zu bearbeiten, aber keinen synthetischen Gestaltungswillen mehr entwickelt haben. An vier Beispielen führt er das aus: Bau- und Kunstgeschichtler fokussieren auf die geschichtliche Dimension, sagen aber wenig dazu, wie man aus diesem Wissen heute an Städten weiterbauen soll. Sie vertreten stattdessen meist standardmäßig die Forderung nach einer sich absetzenden Moderne, weil sie glauben, „das Alte damit am besten bewahren zu können“. Die Stadt und Raumplaner erheben dagegen gar keine ästhetischen Ansprüche. Ihnen fehlt jede architektonische Ausbildung, was sich auch daran zeigt, dass sie gar kein Verständnis mehr haben für die speziellen Anforderungen an Wohnhäuser, Industriebauten etc.: „Die Baufelder werden so groß gezogen, dass jede Gebäudefunktion darin Platz findet. Damit aber wird der Anspruch an eine Formulierung des Stadtraumes, an Stadtbaukunst, aufgegeben.“ Wobei Mäckler hinzufügt, dass auch in der eigentlich Architekturausbildung entscheidendes Wissen gerade städtebaulicher Details heute nicht mehr gelehrt wird, etwa wie man ein Eckhaus bauen sollte. Die Verkehrsplaner, drittens, reagieren allein auf die Bedürfnisse des Verkehrsraums. Dass dies nicht im Widerspruch zu ästhetischen Anforderungen

stehen müsse, betont hier Mäckler, auch wenn es in der Realität so ist. Die Architekten schließlich besitzen zwar durchaus einen Gestaltungswillen, aber sie bauen einzelne Bauwerke, keine Stadträume oder Ensembles. Auch hier ist der Blick auf das Ganze verlorengegangen – und diese städtebauliche Qualität werden wir nach Mäckler erst wieder gewinnen, wenn „die Akteure der Stadtentwicklung auch über das erforderliche städtebauliche Wissen verfügen.“ So heißt es in der von Mäckler initiierten Kölner Erklärung von 2014, die den Gedanken seines Aufsatzes in diesem Band aufgreift. Und weiter: „Nicht einzelne Teildisziplinen, sondern umfassender Städtebau muss an den Hochschulen gelehrt werden. Die Stadt zuerst!“

Der Architekturkritiker **Jürgen Tietz** blickt in „Was ist gute Architektur? – Eine Annäherung“ (2006) weniger auf die verschiedenen Spezialisten, als vielmehr auf die Öffentlichkeit. Seine Kernthese ist, dass wir eine Kultur des qualitätsbewussten Umgangs mit Bauwerken fördern sollten, die durchaus in der Schule beginnen müsse, um so unseren Blick für das Gute zu schärfen. Nur so, also gleichsam indirekt, lasse sich gute Architektur befördern. Denn eine Liste „absoluter Kriterien“, die gute Architektur erfüllen müsse, könne er nicht bieten, sondern nur Beispiele. Ausgehend von einer von ihm gerade herausgegebenen Sammlung von Beispielen guter Architektur stellt er einerseits fest, dass die Einschätzung individuell sehr unterschiedlich sei, es aber andererseits durchaus einen Diskurs darüber gebe, was gute Architektur ausmache. Und auch wenn dieser nicht zu eindeutigen Antworten komme, so sei eine „Baukulturdebatte“ schon für das Qualitätsbewusstsein förderlich – und damit für die Rahmenbedingungen, unter denen gute Architektur entstehe. Dann bietet der Text aber doch durchaus einige Gesichtspunkte für gute Architektur: Sie müsse heute ökologische Nachhaltigkeit einschließen („mehr bieten als verlangt wird“), Funktionalität und handwerkliche Qualität und Flexibilität „für unterschiedliche Nutzungen“. Bei einem Bau, etwa einem Einkaufszentrum in einer Stadt, müsse ein verändertes Kaufverhalten in der Zukunft mitbedacht werden. Darüber hinaus können sehr unterschiedliche Merkmale gute Architektur ausmachen, bei der „einem der Atem stockt“. Tietz führt verschiedene Beispiele an, etwa die „Qualität des Ortes“, die sinnliche Dimension, oder die „Sehnsucht nach Heimat“, die ein Bauwerk befriedigen könne. Dass Tietz hier über verschiedenen Beispiele und Möglichkeiten guter Architektur spricht, wird man bereits als Teil jener von ihm eingeforderten Förderung einer qualitätsbewussten Auseinandersetzung mit Architektur in der breiten Öffentlichkeit verstehen: „Und je mehr gute Architektur wir kennen, je intensiver wir über sie reden, desto wahrscheinlicher wird es, dass künftig auch vermehrt gute Architektur in Deutschland entsteht.“

Während Jürgen Tietz versucht, Voraussetzungen für gute Architektur zu bereiten, ist es dem Philosophen und Architekten **Martin Dücks** darum zu tun, ungeeignete Maßstäbe der Bewertung zu kritisieren. In seinem Beitrag „Falsche Moralisierungen in der Architektur am Beispiel der Lüge“ untersucht er den häufig in Rekonstruktionsdebatten zu findenden Einwand, eine wiederherstellende Architektur sei „verlogen“, eine „heuchlerische Attrappe“ oder ähnliches. Er zeigt in einer genauen Analyse der Auseinandersetzungen um das Berliner Stadtschloss, dass sich das Kriterium von „Ehrlichkeit“ überhaupt nicht sinnvoll anwenden lasse. Man möge zwar in bestimmten Fällen davon sprechen können, eine Bauweise zeige eine gewisse „Wahrhaftigkeit“, argumentiert Dücks, die Rede von „verlogen“ sei aber unangemessen, da keine Täuschungsabsicht vorliege. Andererseits sei auch der Verweis auf die Wahrheit verfehlt, wenn etwa das Stadtschloss als die „wahre Mitte“ Berlins gefordert werde. In beiden Fällen sei der moralische Maßstab unangemessen. Die Rekonstruktion des Stadtschlusses sei eine ästhetische oder gesellschaftliche Frage, aber keine moralische. Ein verwandter Einwand lautet, dass man „heute“ nicht mehr in einem bestimmten (historischen) Still bauen könne, weil das „unehrlich“ sei. In einer ideengeschichtlichen Verortung stellt Dücks heraus, wie in diesem häufig erhobenen Einwand geschichtsphilosophische Annahmen Hegels weiterleben, nach denen jede Zeit ihre eigene Bauweise habe – die dann aber als moralischer Imperativ verwendet würden: So darf man heute nicht mehr bauen! Aber wenig spricht dafür, Hegels Geschichtsphilosophie als Kriterium für die Beurteilung der Architektur zu nehmen, noch ist es klar, wer eigentlich die Autorität hat zu entscheiden, was zu einer bestimmten Zeit zu tun erlaubt sei. Deswegen taugt nach Dücks das Kriterium des „Zeitgemäßen“ nicht zur Verurteilung einer Architektur, die nicht den gängigen Stilen der Gegenwart verpflichtet ist.

In einer Rede und Gegenrede wenden sich schließlich auch der Architekturhistoriker Winfried Nerdinger und der Denkmalschützer Achim Hubel dem Thema Rekonstruktionen zu und gelangen zu durchaus unterschiedlichen Einschätzungen.

Winfried Nerdinger, der im Münchner Architekturmuseum die erste umfassende Ausstellung zur architektonischen Rekonstruktion durch die Jahrhunderte ausgerichtet hat¹, versucht in seiner Rede einen differenzierten und klärenden Blick auf das Phänomen zu werfen. Warum wurden zu unterschiedlichen Zeiten Gebäude, die durch Feuer, Erdbeben, Krieg oder andere Einflüsse

¹Vgl. Nerdinger (2010).

zerstört waren, wieder aufgerichtet? Nerdinger zeigt, dass es sich bei Rekonstruktionen um ein altes Phänomen handelt, dass „Nachahmung, Anpassung, Zitat und Wiederholung“ stets zur Architektur gehörten. Und warum ist in Deutschland schon nach dem Zweiten Weltkrieg und bis heute vor allem von Architekten und Denkmalpflegern, jedes Rekonstruktionsbestreben mit oft moralischen Kategorien (etwa „Lüge“) abgelehnt worden? Die starke Ablehnung erklärt er unter anderem aus der Hoffnung auf eine „neue, bessere Welt“, aus der Ablehnung des Historismus, und der Befürchtung, mit Rekonstruktionen werde die originale Bausubstanz entwertet. Dieser letzte Einwand sei aber, so Nerdinger, ein Missverständnis: Rekonstruktion habe „jedoch vielfach nichts mit ‚Denkmalpflege‘ zu tun, sondern ist ein von religiösen oder menschlichen Kategorien und Interessen geleiteter Vorgang einer epochen- und kulturspezifischen Erinnerungskultur.“ Dieses Bedürfnis nach einer Erinnerung bzw. ihrer baulichen Vergegenwärtigung finde man in verschiedenen Bereichen, von denen Nerdinger fünf beispielhaft anführt: Bei religiösen Bauten sei es schon immer zur Wiederherstellung verlorener Gebäude gekommen (so auch bei Sakralbauten nach dem Zweiten Weltkrieg). Zweitens fänden sich viele Beispiele bei Gebäuden die mit nationalen Erinnerungen verbunden sind (wie bei der Altstadt von Warschau). Es gehe oft auch, drittens, um die „Wiederherstellung von Bildern und Symbolen einer Stadt“ (wie jüngst die Altstadt in Frankfurt am Main). Ein vierter Beweggrund sei die Wiederherstellung der „Einheit eines Ensembles oder eines Raums“ und schließlich, fünftens, die besondere Bewahrung an Erinnerungen an „Personen oder Ereignisse“ (beispielsweise das rekonstruierte Geburtshaus von Goethe in Frankfurt). Rekonstruktionen, so zeigen diese Beispiele, sind immer schon Teil der Baugeschichte und besonders dort zu finden, wo sich Menschen in eine Kontinuität stellen wollen. Insofern das auch heute zu finden sei, gehört es wieder stärker zum heutigen kulturellen Selbstverständnis. Oder mit Nerdingers Worten: Auch „diese konstruierte Erinnerung ist Teil zeitgenössischer kultureller Selbstkonstruktion“.

„Wie gefährlich sind Rekonstruktionen?“ fragt der Denkmalschützer **Achim Hubel** in seiner Gegenrede, deren Stoßrichtung eindeutig ist. Zwar beginnt er mit Beispielen, bei dem er die Rekonstruktion für eine akzeptable oder gar offensichtliche Lösung hält (St. Sebald in Nürnberg nach dem Krieg) oder als Ausdruck eines genuinen bürgerlichen Wollens für hinnehmbar hält (die Frauenkirche in Dresden). Doch dann wendet er sich dann Fällen aus der jüngeren Vergangenheit zu, bei denen er mit Rekonstruktionsbemühungen äußerst kritisch ins Gericht geht. So verwirft er die Rekonstruktion des Braunschweiger Stadtschlusses als Fassade eines Einkaufszentrums, weil diese vornehmlich den ökonomischen Interessen folgte. Diesen Bau kritisiert Hubel aber auch deswegen, weil er eine

Fassadenarchitektur sei: „Für mich ist die entscheidende Frage, ob es sich bei einer solchen Anlage um einen einheitlichen Baukörper handelt, mit allen Fassaden nach außen und der Abfolge der Innenräume einschließlich Ihrer Gestaltung, oder ob uns wie in Braunschweig nur Fassaden vorgeführt werden.“ Ein entscheidendes Kriterium der Legitimität einer Rekonstruktion ist für Hubel zudem ein dahinter stehender – oder fehlender – Bürgerwille. Beim Berliner Stadtschloss kritisiert er so den Prozess der Entscheidungsfindung und fragt sich, wer das Schloss eigentlich wolle. Bedenklich bei Rekonstruktionen sei aber auch, dass in Folge mit wirklichen Denkmälern weniger rücksichtsvoll umgegangen werde. Ein weiteres Problem sieht er hinsichtlich einer ausgeprägten Orientierung am Geschmack der jeweiligen Zeit, für die oft Vorhandenes geopfert werde. So sei für die teilrekonstruierte Frankfurter Altstadt das Technische Rathaus abgerissen worden, das durchaus seine Qualitäten gehabt habe, auch wenn es unserem Zeitgeschmack nicht mehr entspreche. Ein weiterer Kritikpunkt Hubels ist, dass oft für Rekonstruktionen die wirklichen Reste einer alten Bebauung zerstört würden; hier verweist er auf den Dresdner Neumarkt, bei dem barocke Kellerreste den Tiefgaragen der barockisierenden Neubebauung weichen mussten. Die Frage nach den oft sehr teuren Rekonstruktionen sei so als Teil des allgemeinen Umgangs mit Denkmälern zu bewerten und deswegen durchaus kritisch zu sehen.

Die Beiträge von Achim Hubel und Winfried Nerdinger, die im Rahmen der Bamberger Hegelwoche 2010 an einem Abend vorgetragen wurden, führten zu einem moderierten Gespräch, welches hier wiedergegeben wird. Unter dem Thema „Wie sollen wir bauen?“ kommen die durchaus unterschiedlichen Perspektiven ins Gespräch. Wenn etwa Hubel die Fassadenarchitektur vieler Rekonstruktionen beklagt, wendet Nerdinger ein, dass man diese Fassadenarchitektur als Ausdruck unserer heutigen Zeit sehen müsse, sie also durchaus zeitgemäß seien. „Dies ist ein Teil, ein durchaus kennzeichnender Teil davon, wie wir heutzutage bauen und mit Architektur umgehen.“ Unterschiedlich wird von beiden auch bewertet, wie Menschen Rekonstruktionen wahrnehmen und sich von ihnen täuschen lassen (oder nicht). Auch hinsichtlich der genauen Rolle des Wissenschaftlers lassen sich zwei Positionen unterscheiden: Soll diese oder dieser primär beschreiben und erfassen, was sie oder er vorfindet, oder bewertend Stellung nehmen? Ist diese Stellungnahme Teil der Wissenschaft oder eine persönliche ästhetische Meinung? Aber mit welchem Recht sollte jemand einer Gesellschaft vorschreiben dürfen, in welchem Stil sie zu bauen habe – oder sie verurteilen, weil sie in ihrer Architektur zu traditionellen Formen greift?

Das Gespräch lässt hoffen, dass solch ein gemeinsames Nachdenken über Architektur und ihren Sinn, was ja das Kernanliegen einer Philosophie der

Architektur ist, zu Brückenschlägen führt und einer Verständigung und Versachlichung der Debatte darüber den Weg bereitet, was gute Architektur ist und wie wir bauen sollten.

Bamberg, im Oktober 2018

Christian Illies

Literatur

- Illies, Christian. 2010. Hauptbahnhof Heidegger. *Süddeutsche Zeitung* (6.9.2010).
- Nerdinger, Winfried. 2010. *Geschichte der Rekonstruktion – Konstruktion der Geschichte*. München: Prestel.
- Tietz, Jürgen (Hrsg.). 2006. *Was ist gute Architektur? 21 Antworten*. München: DVA.